

INGO ZAMPERONI

ANDER

LAND

**Die USA unter
Trump – ein
Schadensbericht**

ulstein 28



sie ist effektiv. Während die Öffentlichkeit tagelang die von Trump losgelassene Sau durchs Dorf jagte, ging viel Aufmerksamkeit für Hillary Clintons Botschaft verloren.

Trump sah, dass seine Masche funktionierte und er die Themen diktieren konnte. Die Republikaner hatten aus der Wahlschlappe 2012 einen berechtigten Schluss gezogen: Aufgrund der demografischen Tatsache, dass die nichtweißen Minderheiten einen schnell wachsenden Anteil der US-Bevölkerung ausmachen, wollten sie die Partei eigentlich künftig für solche Wähler weiter öffnen. So strebten sie gemeinsam mit den Demokraten eine Einwanderungsreform an, die unter anderem auf eine Art Amnestie für die mehr als elf Millionen Einwanderer ohne Aufenthaltstitel im Land hinauslief. Doch erzkonservative Radio-Talkshows und Webseiten wie Breitbart News liefen Sturm gegen das Vorhaben und fanden ein Echo. Die Reform scheiterte.

Das fiel Trump auf, und so probierte er es seinerseits mit solchen Tönen. Vielleicht lag ihm an der Thematik Einwanderung persönlich gar nicht viel, aber pragmatisch, wie er ist, schaut er immer auf das, was wirkt. Ideologie interessiert ihn dann kein bisschen. Wenn es ihm morgen nützen würde, Hillary Clinton zu preisen (die übrigens zu seiner dritten Hochzeit eingeladen war), würde er wohl selbst das tun. Trump sah also, welcher frenetischen Jubel er bekam, wenn er in einer Rede das Konzept einer Mauer – *seiner* Mauer – an der Grenze zu Mexiko ansprach und sich minutenlang in ohrenbetäubenden »*Build the Wall*«-Sprechchören (»Bau die Mauer!«) sonnte. Er sah, wie viel positive Resonanz er von den zig Millionen Followern auf seine Twitter-Gewitter bekam, wenn er dort in die populistische Kerbe schlug mit den Themen, die den Menschen am meisten unter den Nägeln brannten: die wirtschaftliche Lage, unkontrollierte Einwanderung, islamistischer Terrorismus. Tatsächlich ist er wohl der erste Populist, der keine aufwendigen Umfragen zur Orientierung braucht, weil er mit Twitter ein Instrument zur unmittelbaren Auswertung seiner Testballons zur Hand hat. Hunderttausende Likes auf einmal können einen leicht davon überzeugen, richtig zu liegen, egal was die Allgemeinheit sagt.

So kaperte Trump die Republikanische Partei, eine Art feindliche Übernahme. Er vertrat die Ausrichtung auf eine Wählerschicht, überwiegend weiß, ländlich, Arbeiterklasse, und eine Message, welche die Grand Old Party (GOP) längst nicht in dieser Ausschließlichkeit angepeilt hatte und gegen die sich die etablierten Kandidaten folglich wehrten – letztlich erfolglos.

Denn Trumps kompromisslose Botschaft fiel auf fruchtbaren Boden. »*Make America Great Again*« war ein simpler Slogan und zielte direkt aufs Bauchgefühl einer breiten, extrem wütenden, in erster Linie weißen Wählerschaft. Diese Wut hatte ihren Siedepunkt erreicht und entsprang der – gefühlten oder tatsächlichen – Aushöhlung des amerikanischen Traums, des Versprechens, dass du, wenn du dich anstrengst, ein besseres Leben für dich und deine Kinder erreichen kannst. Das aber gilt für viele Amerikaner nicht mehr. Nicht nur, dass die guten Fabrikjobs in einer immer stärker automatisierten und globalisierten Arbeitswelt nicht mehr so breit gestreut sind wie einst, sondern es kommen auch viele, die einen Job haben, kaum noch über die Runden. Der Grund: Die mittleren Löhne stagnieren

seit Jahrzehnten, unter anderem wegen des Bedeutungsverlusts der Gewerkschaften in den USA. Im Verhältnis zu den gestiegenen Lebenshaltungskosten sind viele Einkommen sogar gesunken. Das Economic Policy Institute hat ausgerechnet, dass ein Arbeiter 1972 im Schnitt einen Wochenlohn von 738,86 Dollar nach Hause brachte. Im Wahljahr 2016 waren es demzufolge nur noch 723,67 Dollar.¹⁰ Das entspricht einer Lohnkürzung von 2 Prozent. Kein Wunder, dass Amerikas Arbeiter wütend sind.

Wenn dann einer kommt, der sagt *Wir gewinnen nicht mehr!*, geschickt Salz in diese Wunde streut und verspricht, sich schnell, konsequent und unbürokratisch darum zu kümmern, findet er ein offenes Ohr, vor allem, wenn er sich in Umkehrung der Parteilinie gegen Globalisierung und freien Handel positioniert, Schutzwälle und -zölle einführen will und die Schuldigen nicht daheim, sondern bequemerweise im Ausland ausmacht, etwa in Mexiko, China oder Deutschland. »Der Drang, etwas an der Lage ihrer Familien zu ändern, war bei vielen Wählern größer als der Unmut über die Dinge, die Trump gesagt oder getan hat, sonst hätten sie ihm nicht ihre Stimme gegeben«, sagt mein Schwiegervater.

Dabei steht das Land paradoxerweise auf dem Papier gut da: Die Arbeitslosenzahlen sind auf einem Rekordtief, die Wirtschaft brummt, die Börsendaten bewegen sich auf ungeahnten Höhen. Die Aktionäre haben ihre Schäfchen nach der dramatischen Finanzkrise 2007/08 wieder ins Trockene geholt. Und doch spüren auch ein Jahrzehnt später viele Menschen, die nichts für diese Krise konnten, deren Auswirkungen. Zum Beispiel daran, dass sie nur noch online einkaufen können, da die Geschäfte in ihrer Kleinstadt pleite und verrammelt sind; dass sie ihre Miete kaum noch bezahlen können; dass sie wegen der explodierenden Studiengebühren ihre Kinder nicht mehr aufs College schicken können. Und wem es noch einigermaßen gut geht, hat Angst, dass es ihn oder sie auch bald treffen könnte.

Hinzu kommt, dass die wirtschaftliche Lage keineswegs die einzige Motivation der Trump-Wähler war. Er hat Frauen und Männer in allen sozialen Schichten angesprochen, unabhängig von Einkommen oder Bildungsgrad. Tatsächlich spielten auch sozialkritische Aspekte eine enorme Rolle. Es war eine Auflehnung gegen die tiefgreifenden kulturellen Veränderungen, die sich während der Ära Obama vollzogen. Diese Menschen haben es satt, in einem Land zu leben, wo Weiße bald nicht mehr die unangefochtene Mehrheit darstellen, wo die Ehe nicht mehr nur zwischen Mann und Frau gilt, wo Marihuana in immer mehr Staaten legalisiert wird, wo die grüne Revolution in Zeiten eines »angeblichen« Klimawandels verächtlich auf *old industry jobs* hinabschaut und der staatlich geförderte Boom der erneuerbaren Energien auf Kosten dieser Jobs geht. Es sind Menschen, die wütend werden, wenn sie auf einer Telefon-Hotline die Eins für Englisch oder die Zwei für Spanisch drücken sollen, um dann bei einem desinteressierten Call-Center-Angestellten in Bangalore zu landen. Menschen, die sich in ihrer religiösen Freiheit eingeeengt sehen, weil es in der liberal-progressiven Öffentlichkeit verpönt scheint, jemandem »Frohe Weihnachten« statt »Frohe Feiertage« zu wünschen. Menschen, die nicht begreifen können, warum man sich nicht über sie, sondern lieber über Minderheiten Gedanken macht und darüber, ob LGBT-Amerikaner in öffentlichen Toiletten durch die Tür ihres biologischen oder ihres gefühlten Geschlechts gehen sollten. Menschen, die Angst haben, ihren Job zu verlieren, wenn sie in diesen politisch korrekten Zeiten einen Witz

riskieren, und sich nicht Rassismus vorwerfen lassen wollen, wenn sie das pflegen, was sie Traditionen nennen. Menschen, die sich Sorgen um ihre Sicherheit machen, wenn Einwanderer weiter illegal aus dem Süden über die Grenze kommen. Und die sich vor allem nicht repräsentiert und ernst genommen fühlen mit all ihren Sorgen – nicht von den sogenannten Mainstream-Medien und schon gar nicht von den Politikern, die sie jahrelang vergeblich in der Hoffnung nach Washington schickten, dass sie etwas für sie tun würden. Menschen, die sich fühlen, als brüllten sie aus Leibeskräften in einem Raum voller Leute mit Ohrenstöpseln.¹¹ Folgerichtig werden Trumps Wähler in den USA auch »Can-you-hear-me-now-voters« genannt – »Könnt-ihr-mich-endlich-hören-Wähler«.

Denn plötzlich gibt es da einen, der sie nicht nur hört, sondern zu ihrem Sprachrohr, ihrem Lautsprecher wird und ihre Botschaft verbreitet, denn auf *ihn* schauen und hören jetzt alle. Mag er dabei noch so ruppig, verletzend oder beleidigend sein – Hauptsache, ihre Nöte kommen endlich einmal auf den Tisch. In Trump sahen sie so etwas wie ihre letzte Chance, nach dem Motto: »Was haben wir denn noch zu verlieren?« Die Politiker, die sie bis dahin gewählt hatten – wenn sie denn überhaupt zur Wahl gegangen waren –, hatten nicht geliefert. Das Establishment in Washington hatte in ihren Augen auf ganzer Linie versagt. An wen wenden sich diese Wähler dann in ihrer ohnmächtigen Wut und ihrem »Was ist mit uns?«-Gefühl? An den größtmöglichen Anti-Establishment-Kandidaten (zumindest gelang es Trump, sich als solchen darzustellen).

Weshalb es Trump auch alles andere als geschadet hat, dass die Partei-Granden der Republikaner, von den Bushs bis zu Mitt Romney oder John McCain, vernichtend über ihn herzogen und ihn verurteilten. Im Gegenteil, das stärkte nur seinen Bonus als Außenseiter, der das in den Augen seiner Fans korrupte, unfähige System Washington aufmischt und diesen Establishment-Sumpf trockenlegt. Ein amerikanischer Kollege formulierte einmal: »Wer ein Haus abfackeln will, engagiert einen Brandstifter.« Das war und ist Donald Trump. Eine dramatischere Verkörperung des Protests gegen zu viele zu schnelle Veränderungen lässt sich kaum vorstellen.

Trumps Slogan »*Make America Great Again*« traf einen höchst empfindlichen Nerv. Er hätte schließlich auch, den Blick nach vorne gerichtet, sagen können »*Make America Greater*« – »Lasst es uns besser machen«. Stattdessen kopierte er mit »wieder groß machen« nicht nur ein altes Versprechen der republikanischen Ikone Ronald Reagan, sondern appellierte auch an die Sehnsucht nach der »guten alten Zeit«. Tatsächlich sagte auf einer Trump-Versammlung eine ältere Dame unserem Kamerateam voller Nostalgie ins Mikrofon: »Ich möchte, dass Amerika wieder ein sicherer Ort wird, wie es das in den Fünfziger- und Sechzigerjahren war.« – Nun, für Weiße vielleicht ...

Unterstützend für Trumps Wahlkampf wirkte zudem eine allgemeine Polarisierung der amerikanischen Politik, die sich im Laufe der letzten Jahre weiter verstärkte. Das gilt besonders für die Republikaner beziehungsweise deren unerbittliche Ultras in der Tea-Party-Bewegung und der sogenannten Alt-Right, der Alternativen Rechten (wohl keine zufällige Parallele zur *Alternative für Deutschland* bei uns). Für diese Kräfte ist »Kompromiss« ein Schimpfwort, ein Zeichen von Prinzipienlosigkeit und Schwäche. Die republikanische Führung nahm diese Haltung billigend in Kauf, weil sie gegen Obamas Demokraten Wahlsiege versprach und auch brachte. Doch den Wind, den die Republikaner

jahrelang gegen Obama gesät hatten, ernteten sie als Sturm mit Trumps Wahlsieg. Dass dieser Sturm nicht immer in ihrem Sinne weht, erlebt die Republikanische Partei derzeit auf vielen Ebenen. Und mit ihr der Rest der Welt.

Aber hätte all das gereicht, um diesen unwahrscheinlichen Wahlausgang möglich zu machen? Trotz allen Verständnisses für die Umstände, für die Wut und den Frust vieler Wähler frage ich mich bis heute, wie man ernsthaft für jemanden stimmen kann, der in seinem Narzissmus weder Freund noch Feind zu kennen scheint, der vulgär ist, kleingeistig und unberechenbar, der Frauen beleidigt, Kriegshelden verunglimpft, Menschen mit Behinderungen nachäfft, die Pressefreiheit infrage stellt und die unabhängige Justiz genauso wie die Sicherheitsbehörden des Landes attackiert, der die Gewaltenteilung und den Rechtsstaat unterläuft, der Folter propagiert und dem jedes Mittel recht zu sein scheint – und sei es, dass er bei einer TV-Debatte live und zur besten Sendezeit die Fähigkeiten seines Geschlechtsteils preist! Es bleibt einfach unfassbar. Bei Silvio Berlusconi war es mir zwar ähnlich gegangen, aber wenigstens hatte dieser keine Atomwaffen im Arsenal.

Also, zum einen sprach die politische Konjunktur ohnehin für den *republikanischen* Kandidaten. Politik folgt im binären System der USA meist einer Pendelbewegung: Auf jeden Ausschlag in die eine Richtung folgt früher oder später der Schwung zurück in die andere. Der Wunsch nach Wechsel kommt desto stärker zum Tragen, je länger ein Präsident regiert. Es ist für eine Partei daher extrem schwierig, nach zwei vollen Amtszeiten im Weißen Haus (und mehr sind einem Präsidenten nicht erlaubt) eine dritte zu erringen. Zuletzt ist das den Republikanern mit George H. W. Bush gelungen, nach acht Jahren Ronald Reagan und dann auch nur für *eine* weitere Amtszeit. Die Demokraten schafften es zuletzt mit Harry S. Truman, der dem im Amt verstorbenen Franklin D. Roosevelt nachgefolgt war. Aber da hatten die Amerikaner gerade unter demokratischer Führung den Zweiten Weltkrieg gewonnen. Ein solcher Amtsbonus hält eine Weile.

Zum anderen mag es zwar zutreffen, dass die eher demokratisch wählende Koalition der Minderheiten von Jahr zu Jahr wächst und der Anteil der weißen, zuletzt eher republikanisch orientierten Wähler sinkt. Aber das spiegelt sich im amerikanischen Wahlsystem nicht unbedingt wider. Es spielt für einen Präsidentschaftskandidaten keine Rolle, ob er beispielsweise das bevölkerungsreiche Kalifornien nur knapp oder mit haushoher Mehrheit gewinnt – am Ende gibt es von dort immer nur 55 Wahlmännerstimmen. Und in der Fläche sind die Weißen in den USA nach wie vor präsenter. Trump hatte also eine breiter verteilte Basis als Clinton, deren politische *hotspots* an den Küsten und in den Metropolen konzentriert waren.

Auch will ich nicht ausschließen, dass ein gewisser Rassismus in Verbindung mit Sexismus eine Rolle spielte. Nach acht Jahren mit dem ersten schwarzen Präsidenten gab es sicherlich viele Wähler, die keine Fortsetzung seiner Politik sehen wollten, schon gar nicht durch eine Frau. Oder präziser: schon gar nicht durch *diese* Frau!

Womit ich beim wohl wichtigsten Grund für Donald Trumps Wahlsieg angelangt bin: Hillary Clinton. Ich zitiere zu diesem Aspekt immer gerne einen Witz, den sich Wanderer in Alaska erzählen. Wenn du einem Grizzly über den Weg läufst, ist es für dein Überleben

nicht entscheidend, ob du schneller rennen kannst als der Bär – entscheidend ist, ob du schneller rennen kannst als dein Mitwanderer. Anders gesagt: Du musst nicht der ideale Kandidat sein, du musst lediglich in den Augen der Wählerinnen und Wähler der etwas weniger schlechte Kandidat sein. Das reicht in diesem System mit finalem Zweikampf, in dem – wie in einem Pokalfinale – dann alles möglich ist. Einer wird gewinnen, Koalitionsverhandlungen sind nicht vorgesehen. Mein spöttischer Tweet zum Wahlkampfauftakt mag ironisch gewesen sein, aber zu meiner Ehrenrettung möchte ich anmerken, dass ich es in dem Moment, als das scheinbar Unmögliche eintrat und Trump der Kandidat der Republikaner wurde, zumindest nicht mehr für ausgeschlossen hielt, dass er auch Präsident werden könnte. Auch wenn ich bis zuletzt nicht damit gerechnet habe.

Die Präsidentschaftswahl 2016 war für die Amerikaner tatsächlich die sprichwörtliche Wahl zwischen Pest und Cholera. Noch nie standen sich zwei Kandidaten gegenüber, die so unbeliebt waren.¹² Mit Rekordabstand zu allen früheren Kandidaten befanden sie sich gemeinsam an der Spitze dieser Negativliste, was eine absurde Situation nach sich zog. Statt um die Gunst der Wähler buhlten sie darum, wer nur einen entscheidenden Tick weniger unbeliebt war. Vielen waren Trump und Clinton so zuwider, dass sie gar nicht erst zur Wahl gingen oder aber die alternativen Kandidaten der kleinen Parteien wählten, die daher ungewöhnlich viele Stimmen bekamen. Jill Stein von den Grünen und Gary Johnson von den Libertären verdreifachten ihren Stimmenanteil gegenüber 2012, wenn auch nur auf unbedeutende 1,06 beziehungsweise 3,27 Prozent.¹³

Auch mein Schwiegervater, der Donald Trump nicht mag und für einen eingebildeten Angeber hält, mit dem er niemals befreundet sein möchte, war ein typischer »ABC«-Wähler (»*anything but Clinton*« – alles außer Clinton). Sein Standpunkt: Ehe ich Clinton wähle, die dazu auch noch Obamas Kurs fortsetzen würde, bevorzuge ich Trump mit seinen (vermeintlichen) *Deal-maker*-Qualitäten. Schlimmer kann es nicht werden – was haben wir zu verlieren?

Es ist aus deutscher Sicht oft schwer nachzuvollziehen, warum Hillary Clinton besonders in konservativen Kreisen solch eine Hassfigur ist. Die herzliche Abneigung rührt nicht nur daher, wie sie als Außenministerin mit dem Angriff auf das US-Konsulat im libyschen Bengasi umging, bei dem vier Amerikaner starben. Für viele verkörpert die ehemalige First Lady, Senatorin und Chefdiplomatin schlicht auch das verhasste politische Establishment. Jahrzehntlang spielte sie in Washington eine wichtige Rolle und steht so stellvertretend für den »Hauptstadtsumpf«, für ein System, das nach Auffassung vieler nur sich selbst dient. Einen krasserer Antipoden als Trump, der noch nie zuvor irgendein politisches Amt innehatte und deshalb als unabhängig von Interessenverbänden und Lobbygruppen angesehen wurde, konnte es kaum geben.

Dabei bezweifelten selbst Clintons Feinde nicht, dass sie die meiste Erfahrung und die beste Qualifikation mitbrachte, die vielleicht jemals ein Kandidat oder eine Kandidatin vorweisen konnte. Aber darum ging es nicht. Viele Wähler hatten den Eindruck, Clinton habe eine gewisse Anspruchshaltung, wonach sie nun einfach an der Reihe sei. Das war wohl tatsächlich ein Manko: Sie mag viele kluge und durchdachte Ideen für ihre Politik als Präsidentin gehabt haben, doch anders als Trump mit seinem selbsterklärenden »*Make America Great Again*« konnte sie nicht überzeugend rüberbringen, warum sie das Amt